

Besuch



bei ...



Feine Möbel für Büro, Garten, Kinderzimmer und Wohnbereich: Inzwischen weiß jeder, dass Richard Lampert mehr zu bieten hat als das legendäre Tischgestell von Egon Eiermann. Nicht so bekannt ist das bewegte Leben des gestandenen „Möblers“.

AUTOR: **KLAUS MEYER** FOTOGRAF: **ANDREAS HOERNISCH**



Skeptischer Idealist: Der Möbelverleger Richard Lampert hegt Zweifel an der Sinnhaftigkeit des gegenwärtigen Designbooms – und möchte doch „den Klassiker von morgen schaffen“.

Die Gaisburgstraße ist eine sehr steile, sehr schmale Wohnstraße im Stuttgarter Osten. Hier soll der Firmensitz von Richard Lampert sein? Wir zweifeln, bis wir den Inhaber im Eingang eines Eckhauses entdecken. Er winkt uns, hilft beim Einparken, scherzt, lacht. Man hat sofort einen Draht zu dem Möbelverleger. „Stuttgart ist viel besser als sein Ruf“, sagt er, „aber was Autos angeht, war ich schon immer ein Münchner.“ Ein BMW-Fahrer. Energetisch und fit. Er spricht mit kräftiger Stimme, erzählt gern und unterstreicht seine Worte mit weit ausholenden Gesten. Ein cooles Chefbüro würde ihm gut zu Gesicht stehen. Aber Richard Lampert residiert, zusammen mit seinen drei Angestellten, parterre in einer ehemaligen Werkstatt, voll gepackt mit Ordnern, Büchern, Kunst – und Richard-Lampert-Möbeln. Den „Seesaw“-Bürostuhl gestaltete Peter Horn 1999, Marco Dessis „Prater Chair“ ist von 2009. Dann gibt es noch die Klassikerabteilung: Herbert Hirsch's Rattanstuhl „Santa Lucia“ von 1969 oder Egon Eiermanns Regal von 1932. Und die Schreibtischplatten ruhen natürlich auf Eiermann-Gestellen, Lamperts „Brot-und-Butter-Produkt“. Design, wohin man blickt. Dabei hatte Lampert zwar von Kindesbeinen an mit Möbeln, aber eher wenig mit Design zu tun. Er wurde 1950 in Bruchsal als Sohn eines Möbelhändlers geboren, studierte in der European Business School mit Abstechern in London und Paris Betriebswirtschaft und übernahm 1977 die Leitung des väterlichen Musterring-Möbelhauses, dessen Konkurs er zwar noch hinauszögern, aber nicht mehr abwenden konnte. Danach war er in leitenden Funktionen bei der Mann-Wertkauf-Gruppe und bei Voko tätig. 1993 gründete er mit Otto und Antje Sudrow die Firma Lampert + Sudrow, die heute schlicht Richard Lampert heißt. Der Name steht für historische und zeitgenössische Entwürfe, die sich bei allem Anspruch an gestalterische Klasse immer auch durch einen hohen Gebrauchswert auszeichnen.

Sie haben in diesem Jahr keinen Stand auf dem Salone del Mobile, Herr Lampert. Warum nicht?

Hätten Sie mich vor vier Jahren gefragt, ob ich daran denken würde, nicht mehr nach Mailand zu gehen, hätte ich gesagt: nie im Leben. Aber in den letzten Jahren hat sich doch ein bisschen was geändert. Im Zuge der Wirtschaftskrise ist der betriebswirtschaftliche Druck bei den Händlern, Verlagen und Architekturbüros gestiegen. Kaum jemand geht heute noch drei oder vier Tage zur Messe, sondern höchstens zwei – ein Tag Messe, ein Tag Stadt. Viele Händler besuchen dann erst einmal die großen italienischen und internationalen Firmen, und aus Zeitmangel schaffen sie es teilweise nicht mehr zu solch kleinen Exoten, wie ich es bin.





Historische Entwürfe:
Herbert Hirthes „Barwagen“
von 1956 und Egon Eier-
manns Korbessel „E10“
von 1949 (linke Seite) sind
Highlights der Nachkriegs-
moderne.

Es rechnet sich also nicht mehr?

Ich rechne in dem Sinne nicht, sondern entscheide mehr nach Instinkt. Aber das ist wie bei der Werbung: Ab einer gewissen Größenordnung müssen Sie mitmachen und präsent sein. Eine große Firma kann es sich fast nicht erlauben, Mailand links liegen zu lassen. Für kleinere Nischenhersteller wie mich stellt sich dagegen schon die Frage, ob sich das noch lohnt. Ich bedaure aber auch, nicht mehr auf der Mailänder Messe auszustellen. Deshalb habe ich gerade einen kleinen Rückzieher gemacht und mich für eine „Guerilla Aktion“ während der Messe entschieden. Wir werden neben der „Bar Basso“ in einem Friseurladen ein neues Produkt von Steffen Kehrl zeigen ...

Die Presse ist ja immer scharf auf Neues. Ein Hersteller wie Sie nicht unbedingt, oder?

Ich überlege mir jedes Jahr, was diesbezüglich richtig ist. Beispiel: Es gibt geschätzte 5.000 Designerstühle – wer braucht die, wer schaut sich die über-

haupt noch an? Da überlege ich mir schon genau, ob ich noch einen „Designerstuhl“ mache. Man muss ja gar nicht immer mit dem Anspruch an die Sache herangehen, völlig neue Typen zu entwickeln. Modedesigner entwerfen auch nicht jedes Jahr Alternativen zum T-Shirt. Sie variieren den Typus einfach hinsichtlich der Farbe, des Musters, des Materials oder des Schnitts. So ähnlich habe ich es diesmal auch für Köln gemacht. Ich habe kein neues Produkt gezeigt, sondern die bestehenden Produkte auf ihre Entwicklungsmöglichkeiten hin untersucht.

Und sind zum Beispiel darauf gekommen, dass sich das Stehpult „Milla“ ohne weiteres in einen coolen Stehtisch umwandeln lässt.

Ja. Alexander Seifried hat sich des Entwurfs von Otto Sudrow angenommen, dessen Stehpult wiederum vom Eiermann-Tischgestell abgeleitet ist. Sowohl das Pult als auch der Stehtisch sind nichts grundstürzend Neues. Aber jede Variante hat einen hohen Gebrauchswert.

Und das ist mein zentrales Anliegen.

Diese hohe Wertschätzung des Nützlichen ist wohl ein Familienerbteil, Herr Lampert. Sie entstammen ja einer Dynastie von Möblern.

Wir stammen aus Bruchsal, wo mein Urgroßvater eine Schreinerei hatte. Mein Großvater hat daraus eine Möbelfabrik gemacht, die hochwertige Schlafzimmer hergestellt hat. In der Nachkriegszeit wuchsen bei meinem Vater die Zweifel an der Tragfähigkeit dieses Geschäftsmodells. Er meinte, die Zukunft liege im Handel, beendete die Produktion im Jahre 1965 und baute ein Muster- ring-Möbelhaus auf. Und da bin ich hineingeboren. Als ich ein Handwerk lernen wollte, sagte mein Vater: Geh du in die Welt und studier – danach kommst du zurück in die Firma, und ich zeige dir schon, wie alles läuft.

Als Sie 1977 nach Ihrem Betriebswirtschaftsstudium an der European Business School tatsächlich in den Familienbetrieb einstiegen, lief es dort schon nicht mehr so gut.



Gegen den Strich gebürstet:
Das Gemälde im Büro karikiert die Reklame für die einst in den USA beliebte Zahnpasta „Gleem“.

Kongeniale Adaption:
Für „Milla“ übertrug Otto Sudrow 1990 das Bauprinzip eines Eiermann-Tischgestells auf ein Stehpult.

Das Brauchbare im Blick: Vor 20 Jahren hätte Lampert mit Entwürfen von Donald Judd im Kunstbetrieb reüssieren können, aber er wollte lieber Möbel mit Gebrauchswert verlegen.

Zwei Monate später hatte mein Vater einen Herzinfarkt, kurz danach konnten die Rechnungen nicht mehr bezahlt werden. Ich musste jeden Monat zur Bank rennen, um vier Wochen Kreditverlängerung zu bekommen. Knapp fünf Jahre ging das so. Eine harte Zeit.

Aber Sie konnten die Firma nicht mehr retten.

Wir besaßen ein Grundstück vor den Toren der Stadt, das wir als gewerbliches Bauland verkaufen wollten. Der Ertrag hätte uns das Überleben gesichert, aber die Gemeinde wollte die Ansiedlung von Verbrauchermärkten verhindern, um den Einzelhandel in der Innenstadt zu schützen. An dem Tag, an dem die Gemeinderatsentscheidung fiel, machte die Bank die Schotten dicht. Dabei hatte ich den Umsatz verdoppelt und viele tiefgreifende, auch schmerzliche Maßnahmen ergriffen. Von den 120 Mitarbeitern, die ich zum größten Teil schon als kleiner Junge kannte, musste ich die Hälfte entlassen. Ich hatte deswegen jahrelang Alpträume. Nein, obwohl ich in einer Managerschule gewesen bin, ist aus mir nie ein kaltschnäuziger Manager geworden – was im Übrigen auch für andere Wirtschaftler gilt. Stereotypen sind da nicht immer angebracht.

Was haben Sie gemacht, als es endgültig vorbei war?

Ich war fünf Jahre bei der Mann-Wertkauf-Gruppe tätig und habe als Niederlassungsleiter Mann-Möbelhäuser geführt. Damals waren die Mann Mobiliars hochwertige „Wohnkaufhäuser“ – die ersten in Europa.

Danach sind Sie zu Voko gewechselt.

Wenn du Karriere machen willst, hieß es damals in den Business Schools, brauchst du alle fünf Jahre neuen Schwung. Der Büromöbelhersteller Voko war zu jener Zeit Marktführer in Europa, und ich kam als Exportleiter in der ganzen Welt herum.

Eigentlich ein toller Job. Trotzdem sind Sie ausgestiegen.

Mit Ende 30 habe ich mir überlegt: Willst du so weitermachen? Willst du Manager bleiben? Außerdem fühlte ich

mich in dieser kühlen, kargen, seelenlosen, nur auf die organisatorischen Bedürfnisse abgestimmten Bürowelt von damals nicht mehr wohl. Ich hatte mich schon immer für Ästhetik interessiert, und meine Frau, die Künstlerin war, bestärkte mich in diesem Interesse.

Was gab den Ausschlag, die Firma zu verlassen?

Ich war in London, es ging um die Einrichtung des Hauptquartiers von Saatchi & Saatchi. Ich musste dort mit meinen typisch deutschen Möbeln unter anderem gegen ein holländisches Produkt mit sehr filigranen Rahmen antreten, und ich wusste ganz genau, für was sich Saatchi entscheidet. Daraufhin habe ich meinen Chef gefragt, ob er nicht auch glaube, dass wir etwas an der Gestaltung unserer Möbel tun müssten, um im internationalen Markt bestehen zu können. Da ist der erstarrt. Er sei seit 20 Jahren Präsident des deutschen Büromöbelverbandes – und Marktführer. Und ich wolle ihm sagen, dass er etwas verändern solle? Da war mir klar, dass ich so nicht weitermachen wollte.

1993 haben Sie Ihre Firma gegründet. Wie fängt man so etwas an?

Ich hatte nicht die geringste Ahnung von Produktion. Ich wusste auch nichts vom

Geschäft mit Designmöbeln oder hatte ein Netzwerk. Ich bin losgegangen, wie jeder, der so etwas anfängt. Was gibt es im Designmöbelbereich? Was ist los in der Welt? Ich habe mir vieles angeschaut und bin viel gereist.

Sie haben zum Beispiel mit dem Künstler Donald Judd über die Produktion seiner Möbel verhandelt.

Ich hätte damals auch die Firma Vitsoe + Zapf übernehmen können. Dann hätte ich allerdings einen Maschinenpark und etliche Mitarbeiter am Bein gehabt. Aber auch für die Zusammenarbeit mit Judd habe ich mich letztlich nicht entschieden. So spannend die Arbeiten sind, ich habe eine andere Vorstellung vom Gebrauchswert. Judds Möbel sind Skulpturen, und ich fand, dass man Unterschiede zwischen Kunst und Design machen muss. Heute mögen sich die Grenzen verschoben haben. Aber die Überschneidungen sind eher selten richtig gut.

Auch mit Maarten van Severen hatten Sie etwas geplant.

Ja, vier Jahre habe ich Maarten beknetet. Es ging zum Beispiel um ein massives Aluminiumregal, das im Geschäft 30.000 bis 40.000 Mark gekostet hätte. Du musst an dem Entwurf etwas än-



dern, habe ich ihm gesagt. Das kauft uns keiner ab.

Sie haben sich dann mit Otto und Antje Sudrow, den Gründern des Stuttgarter Magazins, zusammengetan.

Wer sich auf den Weg macht, stößt auch auf etwas. Und wie ich auf Donald Judd oder Dieter Rams gestoßen bin, habe ich auch zum Magazin Stuttgart gefunden. Das war ja ein revolutionärer Laden damals, in dem das Thema Einrichten völlig neu gedacht wurde. Ich bin einfach hineingelaufen und habe gesagt, dass ich mich mit dem Gedanken trage, eine Firma zu gründen, die gut gestaltete Produkte anbietet und mit Designern zusammenarbeitet – ob sie sich beteiligen möchten. Als kundenorientierter Mensch war mir an dem Rat von Händlern gelegen, die schließlich am besten wissen, was geht und was nicht.

Im Magazin haben Sie auch das Eiermann-Tischgestell entdeckt?

Ich fand es sofort genial. Das Magazin fertigte es selbst, aber es gab auch andere Hersteller. Um die Rechte kümmerte sich niemand. Weil mir diese Situation nicht behagte, habe ich die Auskunft angerufen und gefragt, ob in Karlsruhe noch eine Familie Eiermann lebt. Schließlich ist es mir gelungen, Egon Eiermanns zweite Frau ausfindig zu machen. „Gut, dass

mal jemand in dieser Sache auf mich zukommt“, hat sie gesagt.

Und jetzt sind Sie der alleinige Rechteinhaber.

Ich habe die Herstellerrechte für das Original von 1953. Dieses Tischgestell mit dem raumdiagonalen, schrägen Kreuz ist nicht nur stabiler, sondern auch gestalterisch überzeugender als die dem Original nachempfundene Konstruktion von 1965. Der Grund dafür, dass das Original verschwand, war ein rein logistischer. Da Eiermann das Gestell nur für sich und nicht für den „Möbelmarkt“ entworfen hatte, war es nicht zerlegbar, also ungeeignet für den Transport. Wenn er sein Gestell zerlegbar gemacht hätte, was ich mit Einverständnis von Frau Eiermann getan habe, dann hätte es das andere Gestell vermutlich nie gegeben.

Ist das so etwas wie Ihr Brot-und-Butter-Produkt?

Das kann man so sagen. Vor allem am Anfang hat es mir die Möglichkeit verschafft, ein bisschen mehr zu experimentieren.

Es gibt noch einen Glücksfall ähnlicher Art. Und der ereignete sich eines Abends in der Pizzeria Santa Lucia ...

Wieder so ein Fall nach dem Motto: Wenn du dich auf den Weg begibst ...



Gut bestuhlt: Dank seiner geschwungenen Formholzsitzfläche ermöglicht Peter Horns Arbeitsstuhl „Seesaw“ (2000), auf dem Richard Lampert Platz genommen hat, ein federndes Sitzen. Klaus Meyer macht es sich auf Herbert Hirches Rattanstuhl „Santa Lucia“ (1969) bequem. Der jüngste Entwurf in der Runde ist Marco Dessis „Prater Chair“ von 2009.



Unikat in Serie: Für Marco Dessís „Prater Chair“ wird das mit dunklem Phenolharzleim verpresste Birkensperrholz leicht rund gefräst. Weil dabei mehrere Holzschichten durchdrungen werden, kommt die Leimung zum Vorschein, was dem Stuhl seine charakteristische Oberfläche verleiht (siehe auch links).

Ich war mit alten Schulfreunden im Santa Lucia, dem ersten „Italiener“ in Stuttgart, 1954 eröffnet. Wir feierten die halbe Nacht. Und am nächsten Morgen dachte ich: Meine Güte, war der Stuhl bequem! Außerdem sah er toll aus. Also bin ich zurück und habe den damaligen Wirt nach der Herkunft des Stuhls gefragt. Der sei eigens für das Lokal angefertigt worden nach dem Entwurf von einem gewissen Herbert Hirche. Na ja, und dann ging es so ähnlich weiter wie beim Eiermann – nur dass der Entwerfer diesmal noch lebte.

Inzwischen haben Sie nicht nur Hircches Rattanstuhl „Santa Lucia“ im Programm, sondern auch einen Sessel, einen Lounge Chair und einen Barwagen von ihm.

Ja, aber ich habe mich nie dafür entschieden, den Gesamtbestand eines Künstlers oder Designers wieder aufzulegen. Ich finde es schwierig, wenn jemand einen „Charles Eames“, „Le Corbusier“ oder einen „Arne Jacobsen“ nur wegen der „Marke“ kauft – auch wenn

deren Entwürfe natürlich außergewöhnlich gut sind. Aber die Welt oder das Lebensumfeld kann und sollte nicht nur aus Ikonen bestehen. Ich war immer auf den Gebrauchswert aus, auf den Komfort, auf das gestalterisch Individuelle. Außerdem empfinde ich es als spannende Herausforderung, in der Produktion ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis hinzubekommen. Und obwohl ich eigentlich ein Marketing-Mann bin, habe ich mich nicht für die Marketing-Seite entschieden, sondern verfolge das Ziel der Individualität.

Sie haben von Anfang an ein gutes Händchen bei der Auswahl Ihrer Designer gehabt. Wie finden Sie solche Talente wie Eric Degenhardt oder Marco Dessís?

Oft ist es einfach Instinkt – oder auch Zufall. Marco Dessís „Prater“-Stuhl beispielsweise ist mir bei den Jungdesignern in Köln aufgefallen. Ein gefräster Sperrholzsitz, bei dem die Leimfugen der einzelnen Schichten zutage treten und ein individuelles Muster ergeben:

Die Optik hat mich überzeugt. Bei Eric Degenhardt war es ähnlich wie bei Maarten van Seeveren. Beide machten anfangs eigenwillige Dinge auf allerhöchstem Niveau – eher Einzelstücke, handwerklich gefertigt wie in einer Manufaktur. Als Serienmöbel waren die nicht konzipiert und vielleicht auch nicht gewollt. Eric hat aber dann sehr gute Entwürfe für mich gemacht, die sich für die Serienfertigung eignen.

Da sind wir bei der Produktion. Sie bieten ja sehr verschiedene Sachen an. Möbel aus Holz, aber auch Objekte aus Kunststoff, Metall oder Rattan: Wie kriegen Sie all die verschiedenen Dinge produziert?

Letztlich ist das mittlerweile wie in der Automobilbranche: Es gibt Zulieferer. Es gibt Spezialisten, die Stahlrohr biegen, und andere, die Stahlblech schneiden und kanten. Selbst große Hersteller investieren heute nicht mehr unbedingt in teure Spezialmaschinen, sondern greifen auf die Dienste von Zulieferern zurück.

Wo produzieren Sie?

Mit Ausnahme der Rattanmöbel, die in Indonesien gefertigt werden, produziere ich in Deutschland.

Und wie geht es bei Ihnen weiter?

Nach wie vor möchte ich den Klassiker von morgen schaffen. Was nicht ausschließt, auch manchmal an den Klassikern von heute zu arbeiten. Ich war der Erste, der im Jahr 2002 einen historischen Entwurf wie den niederen Sessel von Herbert Hirche, den ich „Lounge Chair“ nenne, mit aktuellen Bezügen sozusagen neu eingekleidet hat. Ich finde, so etwas ist im Sinne des Originals. Es belebt den Klassiker. ■

Gegen Lautsprecher: Damit er seine Mitarbeiter beim Telefonieren nicht übertönt, zeigt sich Lampert manchmal selbst die rosa Karte.

